DIE JUNGENSCHAFT
Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 29. Januar 1936 / Folge 2

Spuren im Schnee

Salaw

SPUREN IM SCHNEE

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 29. Januar 1936 / Folge 2

Nordostwind pfeift im Moore,
Scharf treibt der feine Schnee,
Hungrig zieht den Moordamm
Entlang ein kümmerndes Reh.

Der Treibschnee zischelt und ruschelt,
Verloren die Wege sind,
Ich friere in meiner Seele
Und eisig pfeift der Wind.

Kameraden!

Wer euch Moral beibringen will, der erzählt euch von den guten und den bösen Tieren. Die guten Tiere fressen Gras, machen bäh, mäh oder muh, die bösen beißen und brüllen manchmal.

Wer euch Wissenschaft einpauken will, erklärt euch das Wesen, die Beschaffenheit und die Bedeutung der vierbeinigen, zwei-, drei- und vierzehigen, warm- oder kaltblütigen Säuge- und anderen Tiere.

Wer euch Naturliebe einflößen will, der hält euch einen stimmungsvollen, schwärmerischen Vortrag über den herrlichen deutschen Wald, die grünen Bäume, das weiche Moos, die herrliche Stille in der Gottesnatur mit den zur Verzierung hingestellten lieben Tierlein.

Was aber ein richtiger Kerl ist, — und das ist, wie wir hoffen, euer Jungenschaftsführer — der macht's anders. Der spricht nicht vom schönen Wald, nicht von guten Tieren, auch nicht von Vier- und Fünffüßlern, sondern zieht mit euch hinaus. Mit ihm seid ihr viele Tage da, wo tatsächlich der Wald und seine Tiere sind. Mit ihm spürt ihr den Spuren nach, lernt kennen, von welchen Tieren sie sind. Mit ihm liegt ihr stundenlang auf der Lauer vor dem Fuchsbau oder an einem Wildwechsel.

Kein anderer kennt den Wald so gut wie ihr und der Forstmann.

Sommer und Winter seid ihr draußen, lernt die Tiere und ihre Kämpfe kennen, kämpft untereinander selber mit den Viechern um die Wette im großen Schlachtfeld der Natur, im Wald.

Und dann könnt ihr auch mal darüber einen Heimabend machen. Es gibt keine besseren Erzählungen als gute Tiergeschichten. Lest die Erzählungen von Hermann Löns, von Svend Fleuron und Ernest Thompson Seton.

Aus euren Fahrten in den Wald und aus den Geschichten im Heimabend lernt ihr die Tiere kennen und achten.

Nur dumme Menschen schauen verächtlich auf die Tiere, die oft so tapfer und so treu sind wie die besten Menschen.

Elch im Winter

Spät im Winter kamen einige Tage mildes Wetter. Der Schnee wurde feucht, er stiebte nicht mehr, wenn die Elche von ihm fraßen, um den Durst zu stillen, und löste sich in ihren warmen Mäulern gleich zu Wasser. Dann aber kehrte die Kälte wieder, und die oberste Schicht fror zu einer harten Kruste zusammen, so daß Wölfe und leichtere Tiere wie auf einer Diele über den abgrundtiefen, losen Schnee laufen konnten. Die Elche aber waren zu schwer; sie brachen ein, indem sich die Kruste in großen Schollen unter ihren Füßen löste, deren scharfe, zackige Kanten ihnen wie die Zähne einer Säge in die Läufe schnitten.

So zog Elch mit seiner kleinen Herde langsam weiter.

Die Wölfe kamen, dreister als zuvor, und umtanzten sie heulend. Die Elche aber machten keinen Versuch zur Flucht; sie drängten sich nur zusammen und stampften den Schnee fest, so daß sie auf einem Fleck stehen konnten, der sie ebensogut trug wie die Schneekruste die Wölfe um sie herum. Die aber kamen mit schrecklichem Geheul daher, eine wilde Jagd, in sausender Schnelligkeit. Die Herde erwartete sie. Wiehernd beruhigte Elch die zitternden Kühe. Dann wandte er schnaubend sein Maul und seine erhobene Klaue den heranstürmenden Untieren zu. In rasender Geschwindigkeit umkreisten die Wölfe den festgestampften Platz, auf dem die Elche standen; doch stets sahen sie sich den schnaubenden Mäulern der Verteidiger und ihren schlagbereiten Hufen gegenüber. Da hielten sie inne, heulten wilder, leidenschaftlicher, sprangen in die Höhe und schlugen die Kiefer mit den blitzenden Zähnen klingend zusammen, so dicht vor den Elchen, daß denen der Schaum der gerigen Rachen um die Mäuler flog.

Aber die Elche rührten sich nicht von der Stelle und folgten dem wilden Rudel nicht auf den tückischen, brüchigen Boden. Vergeblich versuchten die Wölfe es wieder und immer wieder. Verschwanden und kamen zurück mit derselben Schnelligkeit und demselben erschreckenden Geheul. Aber endlich blieben sie fort. Nun hatten die Elche lange Zeit Frieden. Nacht um Nacht verging, und kein Wolf zeigte sich.

Eines Morgens sehr früh zogen sie am Rande eines Sumpfes. Endlos lang lag er vor ihnen, waldlos, nur die Kronen weniger verkrüppelter Föhren erschienen wie dunkle Büschel über die weiße Fläche verstreut. Da hörten sie wieder das jagende, bellende Geheul der Wölfe. Einen Augenblick horchten sie auf, dann traten sie auf den Sumpf hinaus, sammelten sich und stampften den Schnee fest. Das Wolfsgeheul klang von weit her, aber es schwoll an und kam näher.

Immer mehr hellte es sich auf, schon waren die Stämme der Föhren über dem Sumpf unter den dunklen Kronen zu erkennen. Und kurz darauf sahen die Elche einige dunkle Gestalten aus dem Schnee draußen am Horizont emporwachsen. Sie wuchsen und wuchsen größer, bis sie völlig zu erkennen waren. Es war eine kleine Herde Elche. Und um

ſie her tanzten graue, heulende Schatten, faſt nicht zu unterſcheiden in der grauen Morgendämmerung.
Plötzlich ſank eines der großen Tiere zuſammen, verdeckt von den tobenden, grauen Schatten und dem leichten, wehenden Schneerauch.
Die anderen aber kamen über die weiße Fläche heran. Nicht in raſchem Lauf, aber ſie kamen. Und die Wölfe folgten ihnen nicht. Es war kein Geheul mehr zu hören. Aber fauchende, knurrende und ſchnappende Laute vermiſchten ſich mit dem dumpfen Stöhnen der großen, müden Tiere und mit dem krachenden Laut der hartgefrorenen Schneedecke, die unter ihren Klauen barſt.
Sie kamen endlich ſo nahe, daß Elch und ſeine Herde ſahen, wie das Blut von ihren wunden Läufen rann und einen roten Streifen hinter ihnen auf dem weißen Schnee bildete.
Die Verfolgten ſahen die ruhigſtehende Herde vor ſich, riefen klagend und ſammelten die ſchwindenden Kräfte zu beſchleunigtem Lauf.
Jetzt kamen die Wölfe nach. Wie Trommelwirbel hallten die Schläge der raſchen Füße gegen die Schneekruſte. Der Klang aber wurde im nächſten Augenblick von fürchterlichem, erſchreckendem Geheul erſtickt. Da wimmerten die gehetzten Tiere laut und hilflos. Und alle Hoffnung verließ ſie. Sie wankten noch einige Schritte weiter, blieben dann zitternd ſtehen und ergaben ſich, während ihr Blut in Strömen rann und den Schnee um ihre Beine ſchmelzen machte.
Da konnte Elch nicht mehr ruhig ſtehen. Seine Glieder zitterten. Kampfluſt und Haß raſten in ihm. Mit wildem Gebrüll und blutunterlaufenen Augen ſtürzte er gegen die Räuber vor. Und alle ſeine Kühe folgten ihm. Er erreichte die Wölfe nicht. Sie hatten kehrtgemacht; leicht wie Federn ſchienen ſie über dem Schnee zu ſchweben, der unter Elchs Hufen krachte und barſt.
Aber er erreichte ſeine bebenden Stammverwandten. Seine Kühe und Kälber folgten, bildeten einen Kreis um ſie, ſtampften den Schnee zuſammen und blieben ſtehen.
Es war nun ganz hell geworden. Die Wölfe kehrten nicht zurück. Sie hatten ſich wieder um die zerriſſenen Tiere verſammelt, die in Spuren lagen, denen ſie die lange Nacht hindurch nachgejagt waren.

Von Strix, dem Uhu

In der alten, hohlen Buche iſt Strix erwacht und erſcheint mit blinzelnden Lichtern in ihrer Tür.
Sie ſitzt da und ſchielt . . . hinauf zu dem Mond und zu den Sternen, und hinab auf ihre eigenen ſchweißbefleckten Fänge!
Lautlos ſtill, aber bitter kalt iſt die Nacht . . .
Eine ſpröde, glitzernde, gleichſam mit Nadeln angefüllte Froſtluft fächelt ihr um den Bart; ſie hört die Baumſtämme ſtöhnen unter dem Joch des Froſtes und die rieſelnden Wellen des Waldſees gegen das Eis ankämpfen.

Hell wie am Tage breitet ſich der Wald unter ihr aus und legt ſich nackt hin, ſelbſt ganz unter den dicht verzweigten Buchen, wo die ausgehungerten Mäuſe hauſen. Ganz deutlich ſieht ſie jedes Getier, das ſich hervorwagt. Es iſt Fangwetter, wenn die Erde ihr Wintergewand angelegt hat und der Vollmond hoch am Himmel ſteht.

Gleich einer Rieſenfledermaus wirft ſie ſich aus ihrem Loch heraus und verſchwindet mit einem Geheul zwiſchen den Zweigwolken, um auf Raub auszugehen.

Eine Strecke vor ihr, drinnen im Walde, hüpft Taa, der Marder, mit einem geſchlagenen Eichhörnchen. Er hat ſchon ein wenig in ſich hineingeſogen und einzelne Biſſen von dem Braten herausgeriſſen, aber er hat noch nicht den ganzen Akrobaten verſchlungen. Er, der Marder, weiß ſehr wohl, es iſt eine Eigentümlichkeit jedes Bratens, der munden ſoll, daß man ſich damit erſt abſeits in die Büſche ſchlagen und einen Ort finden muß, wo man verborgen ſitzen kann, während man das Mahl verzehrt.

Da, auf dem Wege dorthin fällt er über einen Steig aus tiefen, groben Spuren, eine warme, friſche Fährte ſteigt ihm in die Naſe — und plötzlich ſieht er vor ſich etwas wie einen trocknen Tannenſtumpf aus dem Schnee aufragen. Auf einmal ſteigt ein großer, brauner Kopf in die Höhe und ein Paar lange Lauſcher ſchlagen die Schneeſchollen weg, als ſchlügen ſie nach Mücken. Es iſt ein Rottier, das warm in ſeinem weißen Winterbett ſitzt! Taa iſt doch ein klein wenig beſtürzt, namentlich, als er nach einigen weiteren Sprüngen dem Kalb des Rottiers von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſteht . . . es iſt dicht bereift über den ganzen Rücken.

Da ertönt plötzlich ein häßliches, wahnſinniges Getute. Es wird von einem durchdringenden, langgezogenen Geheul eingeleitet, dann folgt ein heiſeres, abſchreckendes Lachen, und endlich ein Schrei, der durch Mark und Bein geht.

Das Rottier fährt zuſammen — und kraſſelt mit dem Kalbe in wilder Flucht davon, auf die nächſte Dickung zu. Der Marder aber verliert die Beſinnung, ſtatt ſich in das Lager des Rottiers zurückzuziehen, ſich mit ſeinem Raube einzugraben und im Schnee zu verſchwinden, weiß er im Augenblick nichts Beſſeres zu tun, als das Eichhörnchen in den Fang zu nehmen und dem Wild zu folgen.

Strix jedoch jagt ebenſoſehr dem Gehör wie dem Geſicht folgend! Jeder Laut, den ſie vernimmt, meldet ihr eine Möglichkeit; lautlos ſetzt ſie ihm nach, ungeahnt taucht ſie auf, das große, gefiederte Geſpenſt!

Längſt haben ihre Ohren das Geräuſch des fliehenden Rotwildes aufgefangen — ſie beſchleunigt den Flug der Wollſchwingen und richtet die Marterfänge . . . da erblickt ſie Taa mit etwas im Fange! Sie erinnert ſich ſeiner deutlich von jenem Sommermorgen, wo er eingeklemmt in den zuſammengepreßten Fängen ihrer Jungen ſaß; er war der Erſte, der verſuchte, ihr ihre Brut zu rauben.

Strix verſchlingt ihn mit den Augen von dem abgenagten Stummel ſeiner Rute bis zu ſeinen breiten Sohlen; ſchon glaubt ſie, daß die rote Waldkatze ihr gehört . . .

Da ſpielt der Schattenvogel, den der Mond vor ihr auf den Schnee zeichnet, Strix einen niederträchtigen Streich — der Marder wird in der letzten Sekunde gewarnt! Im Augenblick, wo ſie niederſtoßen will, drückt er ſich plötzlich an den Boden, ſo daß die Eule über ihn hinfährt und nur das kleine verendete Eichhörnchen in den Klauen hält.

Wie ſich ein Maulwurf in einem Nu in die Erde birgt, gräbt ſich Taa bis auf den Grund in die weißen Kriſtalle hinein, Strix ſchlägt um ſich, aber vergebens — die geſchmeidige Marderkatze bringt ſich in Sicherheit.

Da muß Strix ſich zufrieden geben; mit ihrem geraubten Fraß fliegt ſie auf einen Zweig hinauf und kröpft . . .

Sie verſchlingt das Eichhörnchen, kröpft ſeine Fahne, ſeine Zähne, ſeine Klauen; dergleichen grobkörniger Zuſatz befördert die Verdauung ſo angenehm!

Aber ein Eichhörnchen iſt zu wenig für einen Verbraucher wie Strix. Sie muß verſuchen, ſich mehr zu erlauſchen, zu erlauern oder zu erjagen — und ſie ſtreicht, einer großen Flocke gleich, durch die Kellertiefe des Tannenwaldes und gleitet weiter wie ein Schatten durch den Hochwald. Sie unterſucht die Wipfel — ſollte da nicht eine Taube ſitzen? Sie verſenkt ſich in die Dickungen —: ſollte ſich nicht eine Amſel dort verborgen haben? Die lähmende Angſt folgt ihr; daß man ſie nicht hört, ſie nicht ſieht, ehe ſie auftaucht, darin beſteht ihre Zaubermacht.

Schon breiten ſich blaßgelbe Nebel im Oſten aus. Die graue Dunkelheit wird zu blauem Himmel, und ſchwarze Wolkenſchichten erhalten Glorienglanz. Die gelbe Sonne iſt auf dem Wege aufwärts, bald wird ſie auf ihrem kurzen Tageszuge rings um den Wald wieder ſichtbar werden. Ein paar rote Dompfaffhähne zwiſchen einem Gewirr reifgeſchmückter Birkenzweige ſcheinen Strix grell in die Augen, und jetzt endlich ſieht ſie, wonach ſie die ganze Nacht geſucht hat —: ein Eichhörnchen ſchlüpft vor ihr her, einen Zweig entlang.

Das Eichhörnchen iſt morgenfriſch — und Strix hat Pech mit ihrem erſten grauſamen Schlag; ſie ſchlägt von unten zu, aber ſie jagt nur die Fänge in den Zweig, auf dem das Eichhörnchen ſaß.

In langen, krummbahnigen Sprüngen, als wäre es eine abgeſchoſſene Kugel, ſauſt das Eichhörnchen von einem Baumwipfel zum andern.

Mit zuſammengefalteten Flügeln ſchleudert ſich Strix hinter ihm her, ſie macht jähe Wendungen rund um die große Krone herum. Sie ſteigt mit ſchnellen, aber lautloſen Flügelſchlägen, gleich einem großen, braunen Fußball, und ſtreift mit blitzſchnellen Hieben den glatten Pelz des Eichhörnchens.

Haare ſtieben durch die Labyrinthe der Zweigwölbungen . . .

Das Eichhörnchen ſchwebt in größter Gefahr. Trotz ihres ſchweren Körpers verſteht es Strix meiſterhaft, ſich zu winden, und ſie iſt dem

Springgeſellen mehrmals ſo dicht auf den Ferſen, daß ihr die zurückſchnellenden Zweige ins Geſicht ſchlagen.

Aber dieſer Akrobat iſt nicht von geſtern. Es iſt ein alter, gewiegter Burſche, der ſchon früher im Leben Eulen im Nacken geſpürt hat — er weiß, wo er hin will, wo Hilfe zu finden iſt.

Auf der Leeſeite des Waldes, in einem entlegenen Eſchenmoor, ſitzen Krähen und Dohlen auf ihren Schlafbäumen.

Strix hat in der letzten Zeit zu ſehr in Eichhörnchen geſchwelgt; ſie hat dieſe leckere Neuigkeit des Jahres der alltäglichen Koſt, den Aasvögeln, vorgezogen. Sonſt hätten die Krähen keine ſo ruhige Nacht gehabt!

Wie eine Sternſchnuppe ſinkt das Eichhörnchen nach einem glücklich ausgeführten Rieſenſprung quer durch das Krähenvolk hindurch . . .

Da ſtiebt aus den Kronen alter Eſchen eine boshafte, morgenverdrießliche Vogelſchar auf. Mit Schreien und Flügelſchlagen umwirbeln ſie die Schlafbäume, kreiſchen wild und brechen in ein gellendes Gelächter aus.

Über den Waldwipfeln in der Ferne geht gerade die Sonne auf . . .

Strix iſt mitten zwiſchen ihnen, ehe ſie ſich's verſieht. Sie erhaſchen einen Schimmer ihrer wolligen dämmerungsfarbenen Flügel, mit denen ſie zwiſchen den Bäumen aus und ein fliegt — und nun ſtürzen ſie ſich über ſie. Von oben, von unten, von der Seite kommen ſie. Die Krähen haben etwas zu rächen. Der große nächtliche Räuber wirkt auf ſie wie ein Schlag ins Geſicht, verſetzt ſie in Wut — ſie kennen Strix von mancher Gewalttat her!

Gleich ſtechſüchtigen, aus dem Hügel aufgeſcheuchten Weſpen umſummen ſie Strix. In langgeſtrecktem Bogen, unter ſpitzen, unbeholfenen Wendungen ſtoßen ſie auf ſie ein. Sie ſind mutig, ſie ſind zahlreich: Hunderte und aber Hunderte gegen einen Feind. Federn und Daunen ſtieben wie Laub im Herbſt durch den Wald . . .

Strix hat genug zu tun, um ſich während der Flucht zu ſchützen.

Das leckere kleine Eichhörnchen iſt vergeſſen; das hat ſich längſt geborgen und ſitzt wohl verwahrt in irgendeinem Schlupfwinkel und verſchnauft. Auch Strix' Gedanken drehen ſich jetzt um nichts weiter als um einen hohlen Baumſtamm. Das Geſindel iſt hinter ihr drein, der Wald iſt in Aufruhr . . .

Da iſt das Glück ihr hold.

Wie ſie ſich in wildeſter Flucht, verfolgt von dem Krähenſchwarm, hinter einen Stamm wirft, verſchwindet ſie plötzlich. Ihren Verfolgern will es ſcheinen, als ſei ſie von dem Baum verſchlungen. Kopfüber taumelt ſie in einen tiefen Spalt hinab . . .

Dann kreiſchen die aufgeregten Krähen eine Stunde lang, ſie ſchelten und ſchimpfen, fahren einander an die Kehle und kratzen und hauen ſich gegenſeitig nach den Augen, bis ein armer, räudiger, wintermatter Fuchs ihrer Wut endlich den nötigen Ablauf ſchafft.

Der Kälteschlaf

Es war ein arges Schneetreiben, und Fahnenschwanz, das Eichhörnchen, wußte nicht, ob die Sonne überhaupt hervorkäme. Er blieb still in seinem Nestchen und griff auf ein altes Mittel zurück, um die Zeit totzuschlagen. Er machte es wie ihm verwandte Tiere: Er legte sich schlafen; und sein Schlaf wurde tiefer und tiefer, je kälter es draußen wurde. Dies ist sozusagen ein freiwilliger Schlaf. Aus freiem Willen gibt sich das Tier ihm hin, weil es weiß, daß draußen das Leben zur Zeit nichts Anziehendes hat. Durch einen Willensakt führt es also den Kälteschlaf ein, der dahingeht wie eine Periode völligen Vergessens, ohne Hunger und ohne Wünsche. Ist er vorüber, so kommen weder Gewissensbisse noch Sorgen, Schaden genommen zu haben.

Zwei Tage dauerte der Schneesturm. Und als die weißen Flocken nicht mehr auf Hügel und Bäume fielen, da erhob sich ein schneidender Wind. Er schickte Schneepferde, die über die Felder jagten und den Schnee den Hecken entlang in Haufen zusammenfegten.

So wurde das Leben für die Eichhörnchen noch härter, denn die gute Mutter Erde war nun ihren hungrigen Äuglein verborgen. In einer Hinsicht war es jedoch gut, daß der Wind so blies, denn er trieb den Schnee von allen Ästen, so daß das Baumvolk wieder einen Weg hatte. Zwei Tage lang tobte der Wind. Am dritten Tage war es bitter kalt. Am vierten Tag kam Fahnenschwanz hervor und schaute sich um in der veränderten weißen Welt. Der Wind, dieser Schrecken für das wilde Baumvolk, hatte aufgehört zu toben, der Himmel war klar und die Sonne sandte ein milchiges, mattes Licht. Sie rief keine Begeisterung in Fahnenschwanz' Seele hervor. Kein einziges Mal ließ er seinen Sonnensang ertönen. Ganz starr vor Kälte war er, schläfrig und hungrig dazu, als er herausgekrochen kam. Sein Hunger wurde durch jede Bewegung nur noch größer. Wäre er fähig gewesen, zu denken, so hätte er wohl gesagt: „Der Wind hat aus lauter Freundlichkeit und Güte den Schnee von den Ästen fortgetrieben." Er hüpfte und sprang von einem Zweig zum anderen, bis er wegen einer breiten Luke zwischen den Baumwipfeln hinunterklettern mußte. Über den glitzernden, weißen, zarten Teppich ging es hin zu dem geliebten Hickorygesträuch. Kiefernzapfen, Ulmenknospen und die Knospen des Ahorns schmecken recht gut. Roteicheln schmecken nicht so angenehm, weil sie bitter sind; immerhin kann man sie essen. Die Weißeicheln sind wesentlich besser, Kastanien und Buchennüsse schmecken geradezu ausgezeichnet. Aber die Krone einer Mahlzeit bleiben doch die Nüsse der großen und süßen Hickorybäume. Sie haben eine so harte Schale, daß nur das spitzigste, schärfste Zähnchen sie zerreiben kann. So kostbar ist sie, daß die Natur sie in einer harten, steinähnlichen Schale aufbewahrt, in einem Gehäuse, das zäh ist wie Sohlenleder. Diese Frucht ist so begehrt, daß auch nicht eine von dem hungrigen Waldvolk übersehen und für den Winterbedarf liegen gelassen wird, ausgenommen die, die sie selbst für die winterlichen

Vorräte bergen. Fahnenſchwanz ſchlüpfte auf dem Schnee zwiſchen den kahlen, ſchweigenden Bäumen hin und her, und ſeine Füßchen drückten leichte Spuren kreuz und quer auf dem weichen Grund. Aufmerkſam ſchnupperte er, ſo daß auch der geringſte Geruch ihm nicht entgehen konnte.

Hunde hätten unter ſolchen Umſtänden keine Hickorynüſſe gefunden, denn ſo fein iſt ihre Naſe nicht. Fahnenſchwanz aber hielt plötzlich inne, ſchwang ſeine buſchige Wünſchelrute hin und her, machte ein paar Sprünge vorwärts, und an der verlockendſten Stelle fing er an, durch den Schnee zu graben.

Bald ſah man faſt nichts mehr von ihm, denn der zuſammengetriebene Schnee war an dieſer Stelle faſt zwei Fuß tief. Er aber fuhr eifrig fort zu ſcharren, wechſelte mit den Vorder- und Hinterfüßchen ab, warf ſchließlich dürre Blätter auf den weißen Schnee und endlich die braune Erde. Man ſah nur ſeinen ſtolzen, buſchigen Schwanz und kleine Häufchen der nach oben geworfenen Blätter. Seine ganzen Füßchen hatte er im eiſigkalten Grund und ſcharrte, immer ſtärker von einem ſüßen Duft hingezogen. Endlich faßte er eine dicke, große Hickorynuß und ſchleppte ſie zwiſchen ſeinen Zähnchen heraus. Es war eine, die er ſelbſt im letzten Herbſt hier vergraben hatte. Jetzt aber ging es mit gekrümmtem Schwanz raſch den nächſten Baum hinauf zu einem geſicherten Aſt, der mannshoch über der Erde lag. Geſchickt entfernte er die Nußſchale und hielt dann ſein opulentes Mahl, wie es herrlicher für ein Grauhörnchen nicht zu denken iſt. Ein zweiter Beutezug — eine Jagd nach neuen Schätzen — trug wieder eine Nuß ein, ein dritter förderte eine Eichel zutage. Ein Beſuch bei der vertrauten, immer luſtig ſprudelnden Quelle ſtillte ſeinen Durſt. Dann ging es in wellenförmigen Bewegungen zurück durch die Wälder, über den Schnee hinweg zum traulichen Heim der Eiche.

Ein Hauptschwein

Im Helmetale war der Teufel los.

Von irgendwoher war ein Hauptſchwein zugewechſelt; überall ſpürte es ſich. Im Halmetale gab es keine Sauen; alſo war es kein Wunder, daß die Aufregung groß war. Alles, was auf die Jagd ging, ſaß auf den Keiler an, aber alle Mühe war vergebens. Bald war er hier, bald war er dort, aber nie da, wo man ihn ſuchte. Heulen und Wehklagen gab es, wo er erſchien; hier waren die Kartoffeln ausgewühlt, dort die Mohrrüben vernichtet, da die Erbſen zuſchanden getrampelt, und im Getreide waren Gänge über Gänge. Aber man ſah immer nur, daß er dageweſen war; wo er war, das wußte man nicht.

Einige Leute behaupten, es wäre gar kein wildes Schwein, ſondern eine Art von böſem Geiſt oder Geſpenſt, denn anders müßte man ſeiner doch

einmal ansichtig werden; alle Jäger weit und breit dachten an nichts anderes als an den Keiler und saßen die ganzen Nächte auf ihn an. Zu Blick bekommen hatte ihn aber nur einer, und der behielt das für sich; denn als er in seinem Loche vor dem Felde saß, hatte der Basse, wie aus der Erde gewachsen, plötzlich dicht vor ihm gestanden und so schrecklich ausgesehen, daß dem Manne das Herz bis in den Flintenlauf hineinschlug und er den Keiler gründlich vorbeischoß und dann lief, was er nur laufen konnte, und dachte gar nicht daran, daß er Rucksack und Jagdglas liegengelassen hatte. Als er am andern Morgen die Sachen holen wollte, waren sie verschwunden.

Endlich hieß es: „Wir haben ihn fest!" Ein Mann, der vor Tau und Tag zum Arzt wollte, hatte gesehen, daß der Keiler eine mächtige Weidenpflanzung, die im Felde lag, annahm. Nun wurde alles zusammengeholt, was den Finger krumm machen konnte; man umstellte die Weiden und schickte die Hunde hinein. Sie gaben Standlaut, aber als sich endlich drei Mann zu ihnen trauten, hatten sie einen Zaunigel vor.

Das gab nun ein großes Hallo, und als sie alle auf einem Haufen standen und lachten und schimpften, da plantschte es in den Weiden, schnaufte es, brach es, und weg war er, der Keiler, und in den großen Weizenschlag gewechselt. Als man den aber abspürte, stellte es sich heraus, daß er in den Roggen hinein war, und da spürte man das Roggenfeld ab und fand, daß er schon in den Viehbohnen war, und da war er auch schon wieder heraus und in das Holz hinein.

Man hielt Kriegsrat ab, beschloß, das Holz zu treiben, machte drei Triebe, aber wer sich nicht blicken ließ, das war der Basse, denn der steckte schon längst in dem großen Haferschlage.

Am übelsten aber ging es einmal dem Gutsverwalter. Dem hatte der Eingänger ein Kartoffelstück, das in einer Waldecke lag, so zugerichtet, daß der Spaß dabei aufhörte. Nun war dieser Gutsverwalter ein ganz gerissener Mann. Er ließ den Knecht anspannen und eine Leiter aufladen. Dann mußte der Knecht unter eine Eiche fahren, die vor den Kartoffeln stand, und vom Wagen aus, damit keine Fährten den Bassen vergrämten wurde die Leiter in den Baum gestellt und darüber ein Hochsitz gemacht, und den nahm der Verwalter ein, und der Knecht fuhr weiter.

Das war um fünf Uhr nachmittags. Um zehn Uhr abends meinte der Verwalter, daß es allmählich Zeit für den Keiler wäre. Der wartete aber, bis der Mond hinter den Wolken war, und dann machte er sich in aller Seelenruhe über die Kartoffeln her, schmatzte, daß es eine Freude war zu hören, wie es ihm schmeckte; aber als der Mond wieder die Wolken beiseite schob, hielt der Keiler es doch für besser, sich zu empfehlen. Zuvor aber schubbelte er sich noch so lange an der Eiche, auf der der Verwalter saß und sich bald den Hals abdrehte, bis daß er glücklich die Leiter umwarf und erschrocken abtrollte.

Der Verwalter aber mußte die ganze Nacht im Baume sitzen und war, als morgens der Knecht kam, um zu sehen, ob er noch lebte, vor Kälte

ſo ſteif wie eine überjährige Mettwurſt, ſo daß er kaum die Leiter hinunterſteigen konnte. Der Keiler aber kam nicht wieder; die Geſchichte mit der Leiter hatte er übelgenommen.

Der Herbſt ging und der Winter kam; der Keiler war noch immer da, aber er ſchätzte die Abwechſlung zu ſehr, und ſo kam er nicht zu Schuſſe. War geſtern im Buchenaltholz geweſen und hatte ſich an den ſüßen Bucheckern gütlich getan, heute war er ganz gewiß nicht da, ſondern eine halbe Meile weiter, wenn nicht eine ganze, denn die Nächte waren lang.

Unverſchämt, wie er war, kam es ihm gar nicht darauf an, eingemietete Kartoffeln oder Rüben auszuwühlen oder in den Pflanzgärten Unfug anzuſtiften; und einmal, als er ſpät abends quer über die Landſtraße ſchoß, warf er den Briefträger um, der ohne Licht dahergeradelt kam; an dem Rade waren drei Speichen und an dem Briefträger drei Rippen aus der Reihe gekommen.

Das Schlimmſte war, keiner wollte glauben, daß der böſe Keiler das gemacht hätte, ſondern alle ſagten, es würde wohl das gute Bier geweſen ſein. Aber es war wirklich der Keiler geweſen, und ihm hatte der Vorfall ebenſowenig gepaßt wie dem Briefträger und der Poſtbehörde, die, bis der Briefträger wieder aus dem Bette war, was drei Wochen dauerte, Vertretung ſtellen mußte.

Schließlich hieß es: „Wenn wir nur erſt Spurſchnee haben!" Der ließ aber bis Weihnachten auf ſich warten, und dann war es wieder verkehrt, denn nun ſchneite es in einem Ende und ſchneite die Fährten, die der Keiler machte, alle wieder zu, und dann gab es Tauwetter und Plattfroſt und Regen und wieder Plattfroſt, und es war nichts zu wollen.

So wurde es Januar, bis daß der Baſſe beſtätigt wurde. Boten liefen und ritten, Fernſprecher klingelten, Butterbrote wurden geſtrichen, Schnapsflaſchen gefüllt, und um zehn Uhr hielten acht Wagen bei der Oberförſterei.

Der Forſtmeiſter hielt in Anbetracht der Schwere des Falles eine Rede, teilte mit, daß ein Fehlſchuß mit einem Taler zugunſten der Hinterbliebenen im Dienſte erſchoſſener Forſtleute beſtraft werde, empfahl Vorſicht, denn angeſchweißte Sauen wären von größter Rückſichtsloſigkeit und kümmerten ſich den Teufel weder um das Strafgeſetzbuch noch um die Haftpflicht, wären außerdem nervös und hätten am liebſten ihre Ruhe, weswegen man ſich völlig lautlos, womöglich noch leiſer, zu ſeinem Stande zu verfügen habe, auch ſei Nieſen und Huſten bis zum Abblaſen zu verſchieben.

Es war ein bildſchöner Tag. Der Himmel war hoch und die Luft war ſtill, die Fichten hatten Schneemützen auf und die Jungbuchen weiße Hemden an, die Krähen ſtachen ſich in der Luft und die Meiſen piepten in den Zweigen. Es dauerte eine Stunde, bis die Schützen angeſtellt waren, und mancher von ihnen fand, daß eine Saujagd auf die Dauer ein fußkaltes Vergnügen wäre. Aber dann wurde angeblaſen, und warm lief es ihnen zwiſchen Hemd und Haut über den Rücken.

Erſt kam eine halbe Stunde gar nichts, dann dem einen ein Fuchs und dem anderen ein Haſe, aber darauf zu ſchießen, war bei Todesſtrafe, ja, ſogar bei zehn Mark Geldbuße, verboten, und dann kam eine ganze Weile wieder nichts, und dann ein Treiber und noch einer.

Schon ſeufzten die geſitteten Jäger, und die ungeſitteten murrten dumpf, da gab ein Hund Laut, und noch einer, und der dritte, und es war ein Lärm wie auf einer internationalen Hundeausſtellung, und dann pfiff ein Hund in den höchſten Tönen; die anderen aber gaben Standlaut.

Und dann fiel ein Schuß, und dann ſchrie jemand: „Hilfe, Hilfee!“, und die einen ſahen ſich nach anſtändigen Bäumen um und fanden es rückſichtslos, daß ringsumher nur junge Beſtände waren, die höchſtens eine Eichkatze, aber keinen ausgewachſenen Mann tragen konnten; andere aber rannten, ſo ſchnell ſie ihre langen Stiefel tragen wollten, dahin, wo der Lärm war, und da ſahen ſie ein Bild, ſchrecklich ſchön und doch zum Lachen.

Da war nämlich ein Heringsſalat von einem Keiler, ſechs Hunden und vier menſchlichen Gliedmaßen, von denen zwei in langen Stiefeln ſteckten und ganz erbärmlich zuckten, während ihr Beſitzer andauernd um Hilfe ſchrie und mit dem Büchſenkolben bald den Keiler, bald die Hunde abwehrte.

Es war ein ſolches Gekrabbel und Durcheinander, daß keiner wußte, was iſt nun Schütze, was Sau, was Hund, und ſo mochte niemand dem Keiler den Fangſchuß geben, noch ihm mit der kalten Waffe auf die Schwarte rücken.

Da ſprang der jüngſte Schütze, ein dünner Forſtlehrling mit einem Milchgeſicht und noch ganz glatt unter der Naſe, mit drei Sprüngen hinzu, ſetzte ſich rittlings auf den Keiler, faßte ihn am Gehöre, zog vom Leder, und ehe die ausgewachſenen Männer noch recht wußten, wie es zugegangen war, ſtand er neben dem Keiler, ſteckte die rottriefende Wehr in die Scheide, trat die Hunde ab und riß den verunglückten Schützen unter der Sau fort.

Nun ſchrie alles „Bravo!“, und dann ſah man ſich den Mann an, der fünf Minuten lang unter der Sau gelegen hatte. Er ſah böſe aus, denn die Hunde hatten ihm in ihrer Wut die Hoſen in ganz erheblichem Maßſtabe geflickt und ihm andauernd im Geſicht herumgeſtanden. Das war aber auch alles; die Knochen hatte er noch alle zuſammen und einen Fleiſchſchmiß auch nicht abbekommen.

Man gab ihm einen Schnaps, und nun ſollte er erzählen. Ja, was war da zu erzählen? Er hatte gehört, wie dicht vor ihm die Hunde den Keiler verbellten, hatte ſich herangepirſcht und geſchoſſen. Von da ab erinnerte er ſich der Reihenfolge der Tatſachen nicht mehr ganz genau. Er wußte nur, daß er auf einmal unter dem Keiler und zwiſchen einer unglaublichen Maſſe von Hundebeinen lag, daß ihm bald der Schnee, bald der Geifer der Sau in Mund und Augen flog, und dann wäre es ihm heiß und naß über das Geſicht gelaufen, und dann hätte er gar nichts mehr ſehen können.

Er möchte bloß wiſſen, wo ſeine goldene Uhr und ſeine ſilberne Zigarettendoſe ſei, und ob drei Büchſenmacher wohl wieder ſeine funkelnagelneue Doppelbüchſe, Wert vierhundert Mark, halbwegs geſund bekämen. Aber ſchließlich: die Hauptſache ſei doch, daß er Jagdkönig ſei. Es ſei die erſte Sau, die er geſchoſſen habe. Daraufhin trank er noch einen Schnaps.

Der Keiler wurde auf die Brandrute gezogen, und dann ſuchte man den Anſchuß. Es war keiner da. Rund umher Hohngelächter der Hölle; das Geſicht des glücklichen Schützen wurde noch einmal ſo lang, das des Forſtlehrlings nahm eine vollmondartige Form an. Man drehte den Keiler um und um, beſah ihn von vorn und hinten, es war und war kein Anſchuß zu finden. Der Schütze mußte zeigen, wo er geſtanden und wohin er geſchoſſen hatte, und da fand man den Anſchuß: eine Jungfichte war mitten durchgeſchoſſen. Neues Hohngelächter! Drei Mark für den Verein Waldheil, fällig wegen Fehlſchuſſes! Drittes Hohngelächter!

„Malheur über Malheur!“ ſprach der Forſtmeiſter, brach einen Bruch, zog ihn durch den roten Schweiß und reichte ihn auf ſeinem Hute dem Forſtlehrling. „Sau tot!“ blies das Horn. Heim ging es. Faſt alle ließen die Köpfe etwas hängen. Und leiſe ſprach der Forſtmeiſter: „Pech iſt Pech! Das größte Pech hat der Bengel da; fängt ein geſundes Hauptſchwein mit der kalten Waffe ab. Wenn der nicht Größenwahn kriegt, weiß ich es nicht!“

Am andern Tage kam der Trichinenbeſchauer, machte ſeine Proben und ſprach mit ſtrahlendem Geſichte: „Trichinen hat er ooch!“

„Auch das noch!“ ſprach der Forſtmeiſter und trank einen Schnaps.

Was frag ich nach den Menſchen
Und nach der lauten Stadt,
Wenn mich die Bergwaldwildnis,
Die weiße Stille hat.

Die Buchenſtämme ſtehen
So ſchwarz im weißen Schnee,
Seinen Schlafbaum ſucht der Buſſard,
Zu Felde zieht das Reh.

Der Fuchs bellt unten im Grunde,
Die Eule gibt keine Ruh,
Der Abendwind rührt an den Zweigen,
Der Schnee fällt immerzu.

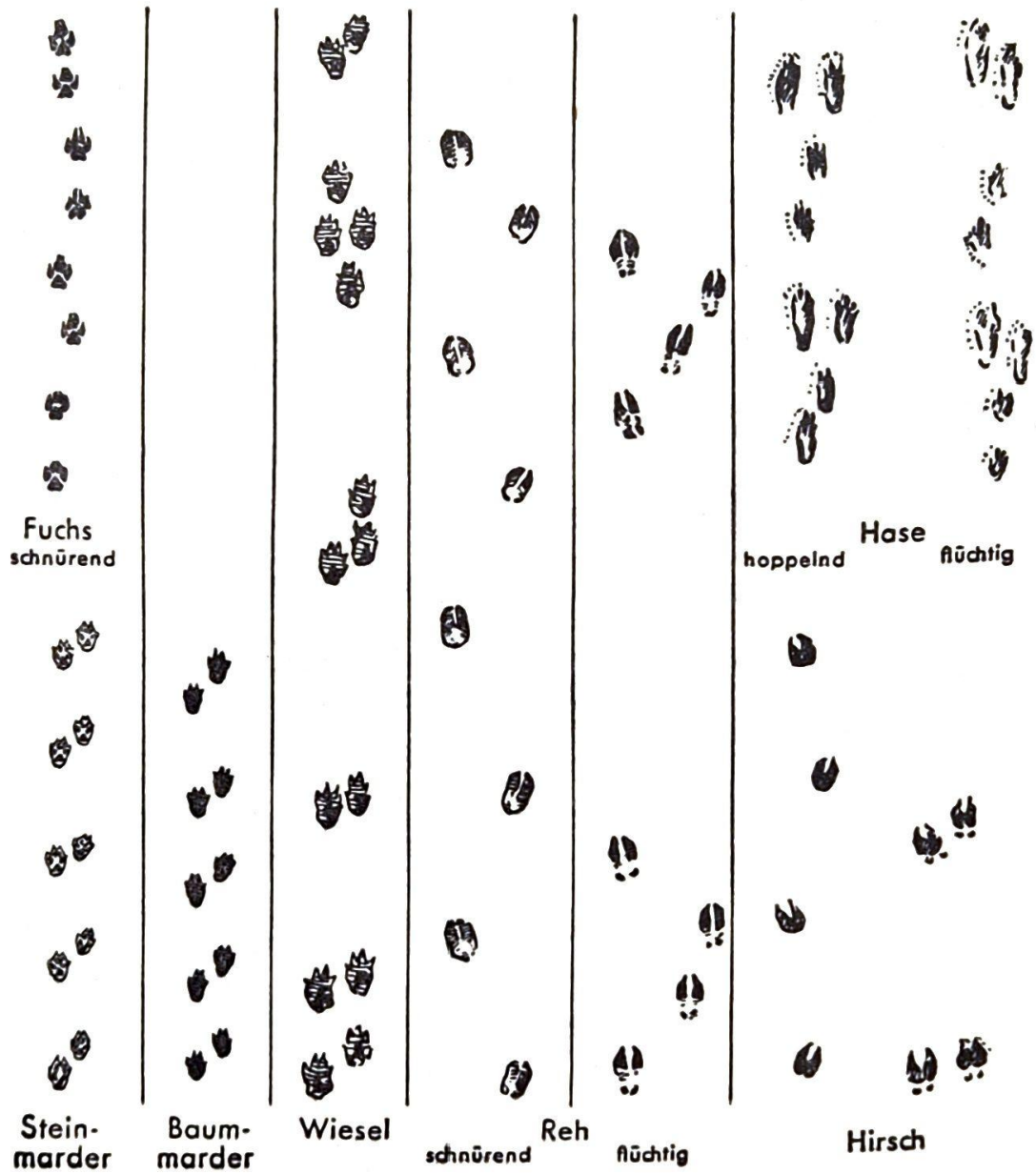
Im Tale funkeln die Lichter,
Was kümmert mich ihr Schein,
Ich ſtehe oben am Hange
Und bleibe für mich allein.

Wildspuren

Die Pimpfe enträtſeln im Neuſchnee die Wildſpuren. Die Fährtenleſe erzählt ungeahnt Vieles aus dem Leben der Natur.

Wir unterſcheiden Fährten, die Schalenabdrücke des Hochwildes (Hirſch und Reh), Spuren, die Sohlenabdrücke des kleineren Haarwildes (Fuchs, Dachs, Marder, Iltis, Wieſel, Otter, Haſe), und Gelaufe, die Zehenabdrücke der Vögel, die ſich in weichem Boden meiſt ſcharf abdrücken.

Jeder ſieht an einer Fährte, ob es ſich um ein großes Tier handelt oder um ein winziges. Reh und Hirſch hinterlaſſen verhältnismäßig große Fährten. Auch die Wildſau, die mit unheimlicher Geſchwindigkeit über



die Hänge jagt. Eichhörnchens Fährten sind zierlich und klein. Fährten von Ratten und Mäusen sehen im Schnee beinahe wie ein Hauch aus. Der Dachs hinterläßt regelrechte Tapsen. Auch die Fährte des Fuchses sieht beinahe tapsig aus. Hundefährten sind aus hundert anderen herauszulesen, zumal der Wolf nicht mehr bei uns heimisch ist, mit dem man in früheren Jahrhunderten den Hund manchmal verwechselte.

Alle diese Fährten lassen auch mit großer Deutlichkeit erkennen, ob das betreffende Tier flüchtig war oder ob es ruhig und gemächlich seines Weges ging. War es flüchtig, dann ist die Fährte leicht durch- oder nachgezogen.

Auch die Lebensgewohnheiten eines Tieres lassen sich an den Spuren vielfach beobachten. So deuten die Fährten, die zum Bach und wieder zurückführen, darauf hin, daß das betreffende Tier zu einer bestimmten Zeit zur Tränke gegangen ist, daß es seinen kranken Lauf gekühlt hat, daß es über den Bach gesprungen ist, ohne überhaupt getrunken zu haben, lediglich zu dem Zweck, sich den Weg abzukürzen. Äsungsstellen von Rehen und Hirschen sind gleichfalls gut zu finden und zu deuten.

Wildspuren liegen abseits der Menschenwege. Entweder am Ufer eines Baches, wo die Tiere ja fast alle zu gewissen Tages- oder Nachtzeiten zur Tränke gehen, oder an einsamen Pfaden, die der Wind verweht hat, daß man sie kaum noch erkennt. Auch die Tiere haben ihre bestimmten Pfade, denen sie immer wieder nachgehen wie ein Mensch, der seinen täglichen Spaziergang macht und dabei auch häufig dieselbe Straße entlang geht. — Tiere, die man sonst nie oder selten von Auge zu Auge sieht, verraten durch ihre Fährten, daß sie noch in deiner Gegend vorkommen.

Quellenangabe:

Die Erzählung „Elch im Winter" entnahmen wir dem Buch „Elch" von Andreas Haukland (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin).

„Von Strir, dem Uhu" ist aus Svend Fleurons Buch „Strix" (Verlag Diederichs, Jena).

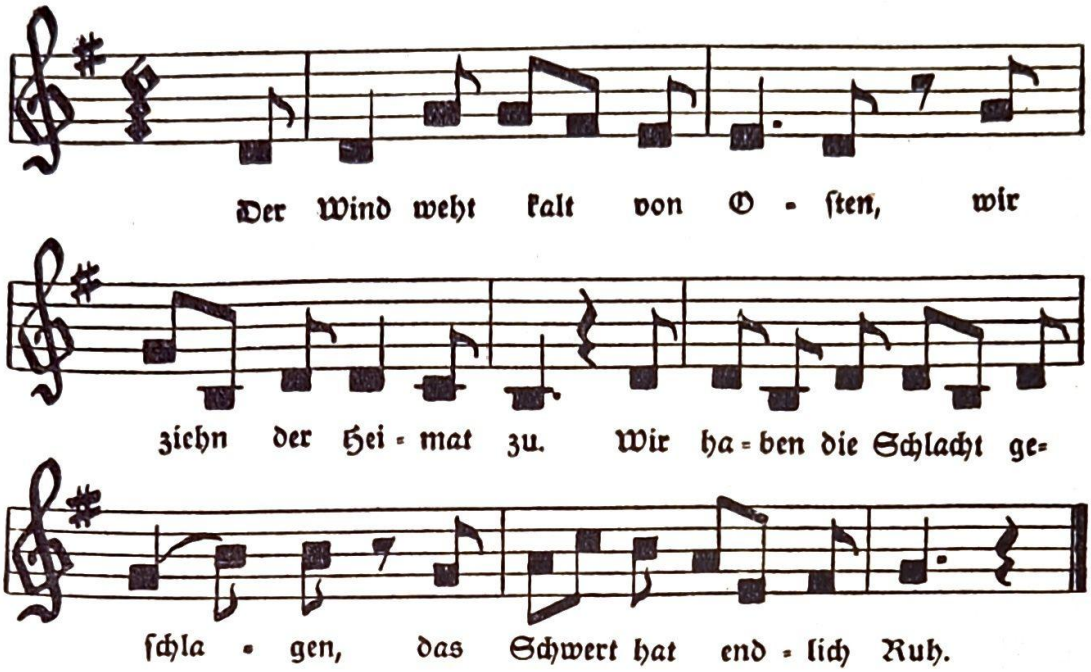
E. Thompson Seton schrieb „Der Kälteschlaf" in seinem „Fahnenschwanz" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

Die Geschichte „Ein Hauptschwein" schrieb Hermann Löns (Sponholtz Verlag, Hannover). Die Gedichte sind auch von ihm.

Das Lied „Der Wind weht kalt von Osten" ist der „Weißen Trommel" (Verlag Voggenreiter, Potsdam) entnommen.

Die Lieder und Gedichte erscheinen im Einvernehmen mit dem Kulturamt der Reichsjugendführung.

Der Wind weht kalt von Osten



Der Wind weht kalt von Osten,
wir ziehn der Heimat zu.
Wir haben die Schlacht geschlagen,
das Schwert hat endlich Ruh.

Die Schlacht, sie ist verloren,
das Heer zerstob wie Spreu.
Wir haben dem König geschworen,
dem König, dem bleiben wir treu.

Oh voller Schmach und Schande,
du ruhmgekröntes Heer:
Als Lieb und Treue schwanden,
da schwand auch Ruhm und Ehr.

Der Wind rauscht in den Eichen
da droben in Walhall;
ihr vielen toten Brüder,
wir rächen euch allzumal.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.